

AB

153769

Zur
Gräfl. vom Hagen'schen
Majorats - Bibliothek

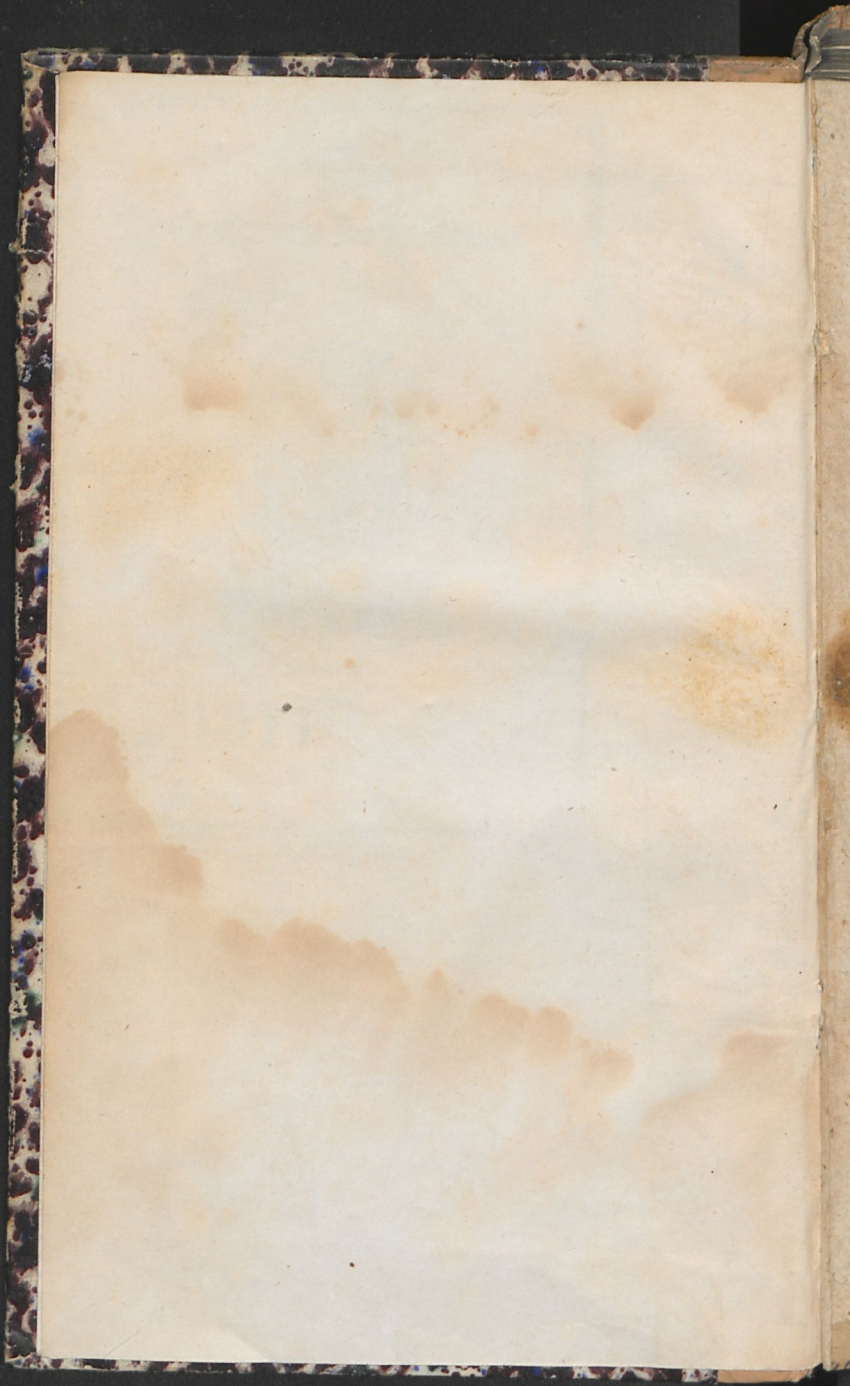


MÖCKERN
gehörig:

N^o 1911

00
Jal





Gedanken
über
Neuere Schriften,
nebst
andern Aufsätzen.



Erstes Stück.



Breslau,
bey Christian Friedrich Gutsch,
1773.

Erhalten
1811
Königliche Bibliothek
Halle



1811

143
1811



Index

I. Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.
II. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.
III. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.
IV. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.
V. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
VI. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.
VII. Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts.
VIII. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts.
IX. Die erste Hälfte des 21. Jahrhunderts.
X. Die zweite Hälfte des 21. Jahrhunderts.



Inhalt.

I. Ueber die Kritik und die Kunstrichter.	3
II. Wielands goldener Spiegel.	9
III. Göttingische Blumenlese.	20
IV. Almanach der deutschen Musen.	35



Vorbericht.



Man hat bey Bekanntmachung gegenwärtiger Schrift keinesweges die stolze Absicht, etwa sich den Kritikern von Profession an die Seite zu stellen, oder gar einige derselben vom Throne zu stoßen: man bedient sich nur bloß des Rechts, das keinem Bürger in der gelehrten Republik versagt werden kann, über Werke der Litteratur seine Meynung zu äußern, die man indessen für nichts weiter, als eine Stimme, ansehen darf. Der Wunsch, etwas, vorzüglich in unserm Vaterlande, zur Beförderung des Geschmacks beizutragen, ist die einzige Triebfeder dieses Unternehmens. Findet es Beyfall, so wird alle Monate ein Stück folgen, das außer Recensionen neuerer Werke jedesmal noch einen andern Aufsatz enthalten soll. Schöne Wissenschaften und (besonders populäre) Philosophie

A

sophie

sophie sind der Hauptgegenstand unsrer Arbeiten: doch wird man sich auch zuweilen in die Arzneykunde Streyfereyen erlauben, in diesem Fall aber nur auf solche Bücher sein Augenmerk richten, die für andre Menschen eben sowohl, als für bloße und praktische Aerzte, geschrieben sind. Da man fast mit keinem einzigen Autor in naher Beziehung steht, bisher weder getadelt noch gelobt worden ist, keinen Freund zu beschützen oder zu schonen, und keines Feindes Beleidigungen zu ahnden hat: so kann man dem Leser wenigstens Unparteylichkeit versprechen. Und um diesen Ruhm desto gewisser zu erhalten, wollen wir sogar auf die Beurtheilung aller übrigen kritischen Schriften Verzicht thun.



I. Ueber

I.

Ueber die Kritik und die Kunstrichter.

Mit dieser Aufschrift will ich nichts weniger, als eine förmliche Abhandlung über die bezeichneten Gegenstände, ankündigen, da ich weder Muth noch Talent habe, auf meine geehrten deutschen Landsleute Satiren zu schreiben. Ich werde bloß einige Anmerkungen vortragen, die an der Spitze gegenwärtiger Schrifte den schicklichsten Platz finden, und die ich unter keinem bequemern Titel zu sammeln wußte.

Die Kunstrichter seufzen fast insgesammt über die große Menge der kritischen Schriften, und doch arbeitet jeder ruhig an seiner fort: sieht das nicht aus, als ob Einer immer des Andern Waare nur bloß verschreyen wollte? Ich gehöre nicht zu der ehrwürdigen Anzahl, ich seufze nicht mit, und denke wie der Haushofmeister im Landprieſter, der alle politische Blätter las, und sich, ihres gegenseitigen Widerspruchs ohngeachtet,

aus allen erbauete. Aber im Ernst, thut denn die bloße Menge so vielen Schaden? Ich sollte meynen, jedes Buch schade nur in so fern, als es schlecht ist, und kritische, wenn sie gut sind, stiften Nutzen, so viel ihrer auch seyn mögen. Je mehr Stimmen auf dem Parnas gehört werden, und je verschiedener die Urtheile ausfallen, je mehr zeugen sie von dem Geiste der Freyheit, der in der gelehrten Republik herrschen soll, und den ich dem Wachsthum der Litteratur für eben so vortheilhaft, als dem Despotismus für nachtheilig erkläre. Hierzu kömmt, daß der später Urtheilende, wenn er auch mit seinen Vorgängern einerley denkt, aber nicht ganz einerley sagen will, seinen Gegenstand in einem neuen Lichte betrachten, manches, das andre vernachlässigt, ausheben, eigne Beweise, Einwürfe oder Anmerkungen hinzuthun, und so nach über verschiedenes sich ausbreiten muß, das sowohl dem Verfasser, als dem Leser, oft das fruchtbarste Feld zum Nachdenken öffnet. Kurz, die Menge, jedoch guter, kritischer Schriften findet an mir ihren Vertheidiger.

Ein noch wichtigerer Punkt, in Absicht dessen ich von der herrschenden Meynung der Kunst-richter abgehe, ist die Art ihres Verhaltens gegen junge Schriftsteller und große Meister. Ich
kann

Kann die vornehme oder gleichgültige Mine unmöglich recht sprechen, mit der man die erstern bey ihrem Eintritt in die gelehrte Welt gemeinlich zu empfangen pflegt. Eine kalte Anzeige, ein aus wenigen Stellen geschlossenes Gut oder Schlecht fertigt den armen Anfänger, wo ihn nicht der Schuß eines großen Mannes begünstigt, auf einmal ab: und doch sollte niemand sorgfältiger beurtheilet werden. Unfre Haller, unfre Lesinge, unfre Wielande, diese Stützen des isigen Jahrhunderts, waren ehemals Anfänger; auf Anfängern beruht die Hoffnung des Vaterlandes, und sie sind es, die unsern Ruhm kräftig befestigen oder vernichten. Zwar ist mir die Regel sehr wohl bekannt, welche die Lehrlingsarbeiten zu verbergen, und das Publikum dann sogleich mit einem Meisterstück zu überraschen gebietet: allein zu geschweigen, daß wir nicht lauter Meisterstücke bedürfen, um wie viel lesenswerthe Bücher möchte uns die Beobachtung dieser Regel bringen! Wo hat jeder aufblühende gute Kopf, der vielleicht in einem Winkel Deutschlands versteckt ist, kritische Freunde? und hat er ja ihrer, sind sie wohl auch unparteyisch und scharfsichtig genug, ihm die Dienste zu leisten, welche er von den Kunstrichtern, obgleich oft vergebens, erwartet? Soll nun die-

ser gute Kopf eher nicht schreiben, bis er sich selbst statt aller Kunstrichter dienen kann — und wenn kann er das? — so wird er es wahrscheinlicher Weise nie thun, besonders da mit den zunehmenden Jahren der Ehrgeiz, die Quelle der lobenswürdigsten Handlungen, abzunehmen pflegt. Ich riethe also bey solchen Umständen zur Toleranz, und dächte, man duldete immer Lehrlingsstücke, suchte aber die Verfasser derselben zu Meistern zu bilden. Man sähe also, da es hier weniger darauf ankömmt, was sie bereits geleistet, als was sie in der Folge zu leisten versprechen, vornehmlich dahin, ob sie zu dem Gegenstande, den sie versuche, Genie gezeigt haben. Noch mehr; es kann sich zuweilen treffen, daß in einer sonst mittelmäßigen Schrift Funken von Anlage, aber zu ganz andern Ausarbeitungen, verborgen liegen. Diese in solchem Fall aufzusuchen, ihnen die Sphäre, worinn sie glänzen, oder wenigstens schimmern können, anzuweisen, ist die würdigste, nur ist oft vernachlässigte, Pflicht des Kunstrichters. Eben so unschicklich behandelt man zuweilen die großen Meister. Man ertheilt ihnen mit rednerischen Figuren durchwirkte allgemeine Lobsprüche, zeichnet einige der hervorstehendsten Schönheiten aus, und, damit man doch auch pflichtmäßig den Tadler mache, so rügt

rügt man getreu die schiefe Zehe an dem Bilde der Venus. Bequem genug mag dergleichen Methode wohl seyn: aber wem nützt sie? Dem Verfasser in der That nicht, der gemeiniglich mehr versteht, als der Recensent, und daher auf seine Aussprüche wenig achtet. Dem Leser? Diesen kann die Anzeige der Fehler nun wohl unterrichten, weil er daraus den lehrreichen Satz lernt, daß die größten Schriftsteller zu den Menschen gehören: indes wäre der Vortheil für ihn erheblicher, wenn er zugleich die verstecktern Schönheiten entwickelt, und die leicht entschlüpfenden Züge bemerkt fände. Dadurch nähme sein guter Geschmack immer mehr zu, würde in Ausprägung des Guten und der Unterscheidung desselben vom Schlechten täglich geübter, und erreichte endlich, was er so selten zu erreichen pflegt, F. inheit.

Ich hatte mir vorgesezt, noch vom Ton der Recensionen etwas hinzuzufügen; allein da ich in diesem Punkte mit Herrn Lessing vollkommen einerley denke, und ich das, was er hierüber geäußert, eben so passend auszudrücken, mich unfähig glaube, so will ich lieber seine eignen Worte abschreiben, die ich allen Kunstrichtern zur Beherzigung bestens empfehle. „Meine Tonlei-

8 I. Ueber die Kritik und die Kunst.

„ter, sagt er im letzten der antiquarischen Briefe,
„würde diese seyn. Gelind und schmeichelnd ge-
„gen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd,
„mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; ab-
„schreckend und positiv gegen den Stümper; höh-
„nisch gegen den Prahler, und so bitter, als mög-
„lich, gegen den Cabalenmacher. „



II, Der



II.

Der goldene Spiegel, oder Ge-
schichte der Könige von Scheschian, vier
Bände in 8vo. Leipzig. bey M. G. Weid-
manns Erben und Reich.

1772.

Indem ich gegenwärtig die Feder ergreife: ha-
be ich weder den Stolz, einen Wieland
vor meinen kritischen Richterstuhl zu laden, noch
den lächerlichen Einfall, seinen ohnedem genug
ausgebretteten Ruhm in meinem kleinen Spren-
gel mit vollen Backen auszuposaunen.

Meine Reflexionen sollen nicht dem Verfä-
ser bey Verfertigung oder Ausbesserung seines
Werks, sondern dem Leser zu dessen besserer Be-
nutzung zu Hülfe kommen. Den goldnen Spie-
gel flüchtig oder gar nicht gelesen zu haben, ist
beynabe gleich viel, nur daß bey manchem das
erstere noch schlimmere Folgen haben möchte, als
das letztere. Und doch erstreckt sich ein Theil sei-
nes Nutzens vorzüglich auf diejenigen, welche
eben nicht geneigt sind, sich in dem Laufe der Ge-

A 5

schichte

schichte durch eignes Nachdenken aufhalten zu lassen. Sie eilen bis zur letzten Katastrophe begierig fort, und nehmen nur zuweilen einen halbgefaßten Satz mit, welcher die wahre Meynung des Verfassers in einem ganz falschen Lichte darstellt. Diese flüchtigen Leser nun sollen auf die aufstößenden Lehren aufmerksam gemacht, und bey Gelegenheit die Klugheitsregeln des gemeinen Lebens aus der Staatskunst bereichert werden. Vielleicht verdienen auch einige bey der Lektüre gemachten Beobachtungen schon an und für sich die Bekanntmachung. Wenigstens könnten sie, als ein Wort gesagt zu seiner Zeit, ihren guten Nutzen haben. Vor allen Dingen aber muß ich meine Leser mit der Absicht des goldnen Spiegels bekannt machen; und dieses wird meines Erachtens nicht besser geschehen können, als indem ich ihre Aufmerksamkeit auf die vor dem dritten Theile befindliche Vorrede zu richten suche. Denn in derselben pag. 19. 20. kündigt der Verfasser selbst die Absicht seines Werkes an, indem er sagt, die Geschichte der Könige von Schemschian sey eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben.

Eben

II. Wielands goldner Spiegel. II

Eben daselbst giebt er auch zu erkennen, nach welchen Grundsätzen er hierbey verfahren sey, nämlich, daß er in diesem Buche die Sache der Völker und die Sache der Fürsten mit gleich viel Wohlmeynung und Unparteylichkeit zu vertheidigen gesucht habe.

Und was die Einkleidung anbelangt: So kann er mit dem größten Rechte sagen, daß sein Ton der Würde und Wichtigkeit der Sache angemessen sey.

Das übrige dieser Vorrede enthält die Ursachen, warum er eben diesen und keinen andern Weg, uns zu belehren, eingeschritten sey. Diese Ursachen will ich meinen Lesern im Auszuge vorlegen, und ihnen bey Gelegenheit meine eignen Gedanken darüber mittheilen.

Die Art, moralische Wahrheiten zu behandeln, ist doppelt, entweder durch Theorien oder durch Beyspiele und Inductionen.

Die Theorie scheint den Vorzug zu haben, daß sie die Wahrheiten in einem gewissen Zusammenhang darstellt, in welchem man die Verbindung der Wahrheiten unter einander besser zu durchschauen, und ein weiteres Feld auf einmal zu übersehen glaubt. Ja Wieland selbst

selbst hält den Weg der Theorie für den sichersten, weil er nicht so, wie der andere, den beschwerlichen Deutungen offen steht. Man hätte, sagt er, einem Caligula oder Domitian einen abstrakten Lehrbegriff über die Staatsverwaltung sicher zuerzählen können, ohne besorgen zu müssen, ihnen dadurch mißfällig oder verdächtig zu werden. Allein meines Erachtens ist auch die bloße Theorie nicht ganz von diesem Uebel frey. Fürsten, die noch lange keine Caligule oder Domitiane waren, haben nicht selten die unschuldigste Theorie über die Folgen, die sie selbst daraus zu ziehen beliebten, bitter angefeindet, und ich habe zu Bestätigung dieses Satzes nicht nöthig, mich auf das Schicksal eines Volks zu berufen. Wenn ich aber auch zugebe, daß die allgemeinen Grundsätze diesem Uebel weit weniger unterworfen sind; so glaube ich doch mit Wielanden, daß der Weg a posteriori am geschwindesten und gewissensten zum Zwecke führe. Wie mancher Theoretikus glaubt einen Satz zu verstehen, dessen ganzen Umfang und Inhalt er niemals gehörig untersucht hat. Und da auch der Weg der Inductionen und Beyspiele dem Kreise unsrer Wirkfamkeit am nächsten liegt: so kann man wohl sicher behaupten, daß diese Methode, moralische Wahrheiten zu behandeln, die geschickteste

ste

ste sey, obgleich dadurch das theoretische System nicht ganz überflüssig gemacht wird. Aber man wird vielleicht fürchten, daß auf diese Weise unsre Kenntnisse zu einseitig gerathen möchten; und ich muß gestehen, daß dieser Einwurf allerdings treffend sey, wenn man, wie viele gewohnt sind, nur einzelne Charaktere schildert, und Geschichten aus ihrem Zusammenhange gerissen vorträgt. Man geräth alsdenn in Gefahr, daß uns jeder Moralist seinen eignen Charakter, als den besten, aufdringt, indem er ihn bloß von der einen, und zwar von der vortheilhaftesten Seite zu schildern sucht. Dieses ist gerade das wirksamste Mittel, die Moral noch immer mehr zu verwirren, und selten bringen daher die Sittenschildereyen den versprochenen Nutzen, wenn sie nicht die volle Wirkung des ganzen Charakters empfinden lassen. Dieses aber kann nicht leicht anders, als in ganzen Geschichten und Erzählungen geschehen. Man sieht alsdenn, wie edel die Grundlage dieses oder jenen Charakters ist, man bemerkt aber auch zugleich, wie dieser oder jener Zug in demselben die Wirkung des Ganzen schwächt, und oft gar aufhebt. Ich lerne den rauhen Charakter des Biedermanns nach Würden schätzen, ich sehe aber auch, um wie viel glücklicher er selbst, und um
wie

14 II. Wielands goldner Spiegel.

wie viel fruchtbarer seine Thaten und sein Beyspiel gewesen wäre, wenn er sich hätte die Mühe geben wollen, seinen Charakter mehr abzuschleifen.

Es hätte also Wieland kein schicklicher Mittel zu dem vorgehabten Zwecke wählen können, als seinen goldnen Spiegel, und mich deucht, ich verdiene Dank, daß ich die Leser auf eine lehrreiche Vorrede aufmerksam gemacht, welche von manchem unter ihnen ganz oder zum Theil mag seyn überschlagen worden.

Und nun glaube ich sie zur Beurtheilung des Plans von diesem Werke hinlänglich vorbereitet zu haben.

Die Geschichte der Könige von Scheschian läßt Wieland dem Sultan Gebal, zu dessen Befehlung sie geschrieben worden, theils durch die schöne Nurmahal, seine Gebietherinn, theils durch den Philosophen Damischmende, alle Abende nach und nach stückweise vorerzählen, und alle machen hierbey nach der Reihe ihre Anmerkungen und Reflexionen. Diese Methode nun verschaffte ihm natürlicher Weise folgende Vortheile. Hierdurch bekam die Sache ein dramatisches Ansehen, eine angenehme Mannichfaltigkeit, und etwas Charakteristisches im Ausdrücke, und doch
wurden

wurden dabey die häufigen Unterbrechungen und die gekünstelten Wendungen, welche ein förmlicher Dialog verursacht haben würde, glücklich vermieden. Das auf diese Weise entstandene Werk läßt Wieland, in das Chinesische übersetzt, dem Kaiser Tai Tzu zueignen, sodann aber in die lateinische Sprache, und aus dieser in die deutsche übertragen. Dieses gab wiederum dem Verfasser Gelegenheit, einige Anmerkungen, welche die Anwendung auf unser gegenwärtiges Zeitalter erleichtern, beyzufügen. Da er jedem Uebersetzer eine eigne Denkart gegeben, und also auch ihre Anmerkungen dieser ihrer Denkart gemäß einrichten können: So ist durch diese verschiedenen Schattirungen die Annehmlichkeit dieses Lehrbuches um ein Großes vermehrt worden.

Der Schönheit der äußerlichen Form des Vortrages entspricht die Vortrefflichkeit des Inhalts vollkommen.

Er konnte ohne Zweifel die Großen und Edeln einer Nation nichts Angelegeners lehren, als wie mühsam die Pflichten eines Vaters des Volkes sind, wie wenig Menschen, die im gemelnen Leben eine glänzende Rolle spielen könnten, einen Thron zu zieren im Stande sind, daß man sie aber doch erst zu guten Menschen bilden müsse,
ehe

ehe man hoffen könnte, gute Fürsten von ihnen zu haben; wie viel Anstrengung der Seelenkräfte zu gewissenhafter Verwaltung des königlichen Amtes erfordert werde; daß der Fürst so gut, wie der Unterthan, seine unverlethliche Zwangspflicht habe, daß man ihm über die sorgfältige Beobachtung derselben kein Compliment machen müsse, als ob er seinem Volke dadurch eine überflüssige Gnade zugewandt hätte; daß er nur die Bedingung, unter welcher er Herrscher ist, erfülle, wenn er seine Ruhe, sein Vergnügen dem gemeinen Besten aufopfert; daß er für die strengste Erfüllung aller seiner Pflichten durch das Vergnügen, Menschen beglückt zu haben, hinlänglich belohnet werde, und daß er dabey auf die dumme Schmeicheleyen seiner Zeitgenossen und den lärmenden Nachhall verblendeter Jahrhunderte freudig Verzicht thun könne.

Wie glücklich ist der Kunstgriff, vermöge dessen er uns selbst aus dem stufenweisen Verderbenisse, worein Scheschian durch einen ausgebreiteten Luxus und eine zu hoch getriebene Delikatesse der Empfindungen versiel, und aus dem wohl angebrachten Contraste dieser Geschichte mit dem Zustande der Kinder der Natur unvermerkt den Schluß machen läßt, daß wenn ein Fürst seine
Unter-

Untertanen glücklich machen wolle, er sie gewöhnen müsse, den Gesetzen der Natur treu zu verbleiben, daß er zwar seine Völker empfindsam bilden, dabey aber eine ausartende Delikatesse verhüten, und wenigstens den größten und besten Theil der Untertanen, das Landvolf, und überhaupt die niedern Stände für der ansteckenden Seuche des Luxus zu verwahren suchen müsse.

Da ich bey Entwicklung der einzelnen Schönheiten des Werkes Gelegenheit genug haben werde, die Verbindung der verschiedenen Lehrsätze mit einander, und die Kunst des Verfassers, solche nach und nach gehörig vorzubereiten, in vollem Lichte zu zeigen: So werde ich zum meinen Lesern nicht lange Weile zu machen, hier abbrechen, und zur Beurtheilung des einzelnen fortgehen.

In der Zueignungsschrift beklaget der chinesische Uebersetzer mit dem vollen Nachdruck eines Patrioten, das traurige Loos der Fürsten, Sie, welche ihre Macht hoch über ihre Nebenmenschen erhebt, sind ohnmächtiger, als der geringste ihrer Untertanen. Sie müssen mit fremden Augen sehen, mit fremden Ohren hören,

B

ren,

18 II. Wielands goldner Spiegel.

ren, und durch fremde Hände wirksam seyn. Indem sie sich, wie es ihnen obliegt, bestreben, das Ganze in das Auge zu fassen, entgehen die einzelnen Gegenstände, aus welchen das Ganze zusammengesetzt ist, und ohne welche das Ganze nicht bestehen kann, ihrer besondern Aufmerksamkeit.

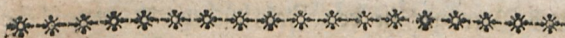
Indem der Fürst sein Volk in den Schooß der Ruhe und Glückseligkeit zu bringen glaubt, überliefert es der Eigennuß seiner Diener dem Verderben auf immer. Auf der Wahl dieser Diener beruhet das Glück der Fürsten und des Volkes. Freylich wissen Betrüger den Glanz der Tugend besser nachzuheucheln, als der Tugendhafte ihn durch sein Aeußeres, seine Worte und seine Thaten zu bezeichnen pfelet. Aber der chinesische Uebersetzer glaubet, daß man außer einer aufrichtigen Liebe zur Wahrheit nur ein geübtes Auge vonnöthen habe, um das Laster zu entlarven, und die Tugend unter ihrem bescheidenen Gewande zu entdecken. Um nun dieses geübte Auge zu erhalten, ist seiner Meynung nach, die ich von ganzem Herzen unterschreibe, nichts dienlicher, als die Geschichte der Weisheit und Thorheit, der Neigungen und Leidenschaften, der Wahrheit und

des

II. Wielands goldner Spiegel. 19

des Betruges in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts auszuforschen. Dieses führet den chinesischen Uebersetzer gleichsam von selbst auf die Geschichte von Scheschian und den Schluß seiner Zueignungsschrift.

Die Fortsetzung folgt künftig.



III.

Blumenlese für das Jahr 1773. Göttingen bey Dietrich.

Jedermann, der aus dem wahren Gesichtspunkte dergleichen jährliche Sammlungen beurtheilet, muß sie, glaube ich, für die ergößendsten Phänomene erklären, die keinem Deutschen, der den poetischen Ruhm seines Vaterlandes hochachtet, gleichgültig seyn können. Da sie mehrentheils Uebungsstücke junger, sich erst bildender Köpfe enthalten, so lassen sie uns den allmählichen Zuwachs derselben von Zeit zu Zeit gleichsam mit einem Blick übersehen, und sie dienen in solcher Betrachtung statt eines Archivs, das der künftige Historiograph unsrer Dichtkunst ohne Zweifel sehr nützlich gebrauchen wird. Vollkommenheit von ihnen zu fordern, wäre höchst ungereimt; genug, wenn nichts ganz mittelmäßiges darinne Platz gefunden. Und dafür hat sich der Herausgeber dieser Blumenlese fast durchgängig gehütet. Die meisten Beyträge machen sowohl seiner kritischen Wahl, als ihren Verfassern Ehre. Es ist billig, daß ich hier das vorz

treffliche

treffliche Fragment Wielands, die Gedanken bey einem schlafenden Endymion, zuerst nenne, worinne er sich mit dem ihm gewöhnlichen originellen Humor der Phantasten annimmt, den Genuß dessen, was die guten Götter geben, empfiehlt, und die Stoik verspottet. Außer demselben und noch etzigen andern Arbeiten von Meisterhänden verdienen auch die Gedichte vieler jungen Genies großen Beyfall, und ich glaube gegen sie für die Zufriedenheit, die sie mir verschafft haben, wirklich dankbar zu seyn, wenn ich Ihnen meine ausführlichen Anmerkungen darüber mittheile. Also B. an Daphnen — Ein Lied voll melankolischer Zärtlichkeit, das vor seinen übrigen allen die meiste Anlage muthmachen läßt. Blums Rhapsodie eines Patrioten — Sie ist schön, voll starker und wohlgewählter Ausdrücke, und so viel es das Silbenmaaß der zwey letzten Zeilen erlauben will, harmonisch. Denn ich kann nicht läugnen, daß die acht- oder achtehalbfüßigen Trochäen wenigstens mein Ohr beleidigen. Ihre einförmige Länge macht den präciseften Gedanken schleppend, und nicht ohne Ursache haben sie unsre besten Dichter fast durchgehends vermieden. Wäre Herr Blum Ihnen gefolgt, und hätte lieber das Silbenmaaß der zwey ersten Zeilen in der dritten um einen halben, und

22 III. Blumenlese für das Jahr 1773.

in der vierten um anderthalb Füße abgekürzt, so würde es dem Gedichte selbst zum Vortheil gereichen. Sonst finde ich sehr wenig daran zu tadeln; nur die Wendung

Ist es nicht des edlen Stammes, seiner hundert Ahen Geist,

Den in Friederichs Triumphen aller Zeiten Nachhall preist?

will mir unpassend und gesucht scheinen, und ich wünschte dafür in dem triumphirenden Friederich lesen zu können. Eine Jodyle von dem nämlichen Dichter ist in ihrer Art eben so schön, als die Rhapsodie, wo sie nicht dieselbe noch übertrifft. Die sanfte, einfältige Sprache, und die angenehme Verschiedenheit der Bilder, die darinn herrscht, zeichnen sie, ohngeachtet des schon bearbeiteten Inhalts unter vielen ihren Schwestern sehr merklich aus. Ueberhaupt sehe ich gemäßigtes Feuer und Bestreben nach Richtigkeit (correctness) als das Eigenthümliche des Verfassers an. Bürgers Lied an die Hoffnung — Beynahe alle Kunstreicher haben einmüthig ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen; ein Beweis, daß es auf unwiderstehliche Art rühren muß. Und gewiß die liebliche Melodie der Verse, der einschmeichelnde, schmelzende Ton des Ganzen versprechen uns in
der

III. Blumenlese für das Jahr 1773. 23

der Zukunft einen Dichter, der ganz vorzüglich den Namen eines Dichters der Empfindung behaupten kann. Wie treffend sind nicht die Gemälde der verschiedenen Hoffnungen, womit sich Unglückliche trösten, wie herzandringend der Uebergang von der Verzweiflung, die izt den Giftbecher zum Munde führt, zu der Quaal der verschmähten Liebe, wie petrarchisch die Beruhigung derselben mit den Aussichten in ein besseres Leben!

Vielleicht ist sie die letzte,
Die Thräne, die ihund
Dein trübes Auge nezte!
Bald haucht vielleicht dein Mund
Den Seufzer ihr entgegen,
Dem Lieb' und Glück verliehn,
Das Mädchen zu bewegen,
Das unempfindlich schien.

Und hört sie dich auf Erden
Nicht unter Sterblichen;
Sie kann die Deine werden
Noch bey den Seligen,
Vey Seligen, wo Liebe
Die Seelen alle füllt,
Und jede Brust die Triebe
Der andern Brust vergilt.

24 III. Blumenlese für das Jahr 1773.

Wenn sonder Erdenmängel
Verjüngt dein Antlitz blüht,
Und Amuth schöner Engel
Aus deinem Auge sieht;
Wenn sich zur Engelsseele
Die deinige verschönt,
Und himmlisch deine Kehle
Zur Himmelsharfe tönt:

Dann lohnt sie deine Treue,
Ihr leeres Herz beschleicht
Erbarmen oder Reue
Woll Säetlichkeit vielleicht;
Vielleicht im Paradiese
Wählt sie auf der für dich
Zur Ruh bestimmten Wiese
Die nächste Laube sich.

Aber nun, um dem Verdachte der Parteylichkeit
zu entgehen, muß ich wohl auch einige Fehler rü-
gen. So mißfällt mir z. B. das letzte Wort in
der Stelle

Erstorbne, kalte Säfte
Belebt dein milder Schein.

Feiner table ich, und aus einer doppelten Urfa-
che, die achte Strophe; einmal, weil deren erste
Hälfte für den melankolischen Inhalt zu matt
ist,

III. Blumenlese für das Jahr 1773. 25

ist, und sodann, weil die Abänderung der Construction den Zusammenhang stört. Endlich wünschte ich in der eilften Strophe anstatt der Zeile

Wenn Harm mich würgen würde,
lieber

Wenn Gram erdrücken würde,

zu lesen. Ich komme zu den Minneliedern desselben Verfassers. Einige Kunstrichter haben sie gelobt, und ich lobe sie mit; allein aus einem andern Gesichtspunkte, nur weil sie, an sich betrachtet, schön sind, denn die glückliche Nachahmung unsrer alten Minnelieder weis ich nicht darinn zu entdecken. Eigne, altritterliche Galanterie, äußerste Feinheit der Empfindung, die nachlässigste Simplizität und ein origineller altdentscher Ton machen das Charakteristische dieser ehrwürdigen Denkmäler aus, wovon ich hier wenig anreffe. Ueberhaupt muß der, der sie nachahmen will, sich zuerst in ihren Geist einzudringen haben, und dann wird er bey jedem Versuch immer lebhafter fühlen, was für oft unübersteigliche Schwierigkeiten seinem Unternehmen entgegenstehen. Da so viele Worte, so viele Wendungen entweder verloren gegangen, oder

B 5

doch

doch einen Theil ihrer Bedeutung verändert, so ist er unzähligemal genöthigt, den ganzen Schatz seiner Sprache zu durchlaufen, um nur ähnliche Zeichen für dieselben Ideen auszufinden; und nicht selten wird seine Mühe vergebens seyn, nicht selten wird er moderne Ausdrücke brauchen müssen, die seinem Gedicht in den Augen erleuchteter Kenner das Ansehen einer Zwittergeburt geben. Kurz, die Nachbildung der Minnelieder scheint mir sehr mißlich. Man berufe sich ja nicht auf die Bardengesänge. Wir besitzen von denen alten Mustern kein einziges, folglich können wir auch keine Vergleichen anstellen, und die igiten in Absicht des Tons immer so vollkommen glauben, als wir wollen. Das vierte Gedicht des H. Bürgers ist ein sehr rührendes Danklied, und verräth mir das glücklichste Talent zu einer bis ist wenig bearbeiteten Gattung, zu moralischen Liedern, die zwischen den eigentlich geistlichen und eigentlich scherzhaften das Mittel halten, und die Verbesserung des Geschmacks und des Herzens befördern würden. In der 14ten Strophe wollte ich den Wirrwar lieber mit Wirbel vertauschen. Von Claudius, die Henne, eine Fabel, und Ungleichheit, Anlage zur drollichten Satire und Humor zeichnen diesen Verfasser aus. Ich will die beyden

Gedichte

III. Blumenlese für das Jahr 1773. 27

Gedichte aus bewegenden Ursachen nach der Länge
hersehen.

Die Henne.

Es war mal eine Henne fein,
Die legte fleißig Eyer.
Und pflegte dann ganz ungemein,
Wenn sie ein Ey gelegt, zu schreyen,
Als wär' im Hause Feuer.

Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Zeit vom Denken machte,
Ward böß darob, und Knall und Fall
Gieng er zur Henn' und sagte;

Ich dächte: Nachbarinn, das Schreyen wär nicht
vonnöthen;
Und weil es doch zum Ey nichts thut,
So legt das Ey, und darit gut;
Hört, seyð darum gebeten!
Ihr wißt es nicht, wie's durch den Kopf mir geht —

hm, sprach die Nachbarinn, und thät
Mit einem Fuß vortreten:
Ihr wißt wohl nicht, was heuer
Die Mode mit sich bringt, ihr ungezognes Vieh;
Erst leg' ich meine Eyer,
Dann recensir' ich sie.

Ungleich.

Ungleichheit.

Voltair' und Shakespear? — Der eine
Ist, was der andre scheint.
Meister Arouet sagt: ich weine!
Und Shakespear weint.

Von Cramer, Petrarka's Wiedererinnerung bey der Quelle zu Vacluse — Halb Nachahmung, halb Uebersetzung, in schönen Versen, aber nicht im Geist des Petrarka, auch das choriambische Silbenmaaß finde ich unschicklich; eine Behauptung, die ich bey Gelegenheit ausführlicher rechtfertigen will. Von Eschenburg, Daphnens Beruhigung — zärtlich und wohlklingend. Gotters Epistel an Madam Hensel — Humoristische Betrachtungen über die Verschiedenheit des Geschmacks, lustige und ernsthafte Schilderungen der wahren von allem Glitterpuß entkleideten Größe, und strenger Tadel unsrer Gleichgültigkeit gegen die Kunst der besten Schauspieler wechseln darinn auf eine so unterhaltende Art ab, daß ich in die Versuchung gerathe, ihrem Urheber vorzüglich dieses Feld anzupreisen, ob ich gleich seine lyrischen Gedichte, welche bisher in den Almanachen erschienen, nicht mit dem Auge des hämischen Recensenten in der Kloßischen Bibliothek ansehe.

III. Blumenlese für das Jahr 1773. 29

sehe. Von Hölty, bey dem Tode einer Nach-
tigall, an die Phantasie und an Teuthard —
ohngeachtet der empfindungsvollen Ausdrücke des
erstern, und der anmuthigen Bilder des zweyten
Gedichts, ziehe ich dennoch das dritte beyden weit
vor. Durchgehends herrscht der Grad der Be-
geisterung und der starke Ton, welche das wahre
Odengenie ankündigen. Man urtheile aus fol-
genden Strophen.

— Muse Teutiens,

Du bistest deiner Schwester, der Brittin, Trost,
Und überstengst sie bald! Du lächelst,
Muse, der gauckelnden Afterschwester,

Die in den goldnen Sälen Lutiens
Ihr Liedchen klimpert. Schande dem Sohne Teuts
Der's durstig trinket, weil es Wollust
Durch die entloderten Adern strömet!

Kein deutscher Jüngling wähle das Mädchen sich,
Das deutsche Lieder hasset, und Buhlersang
Des Galliers in ihrer Laute
Tändelnde Silberackorde tönet!

Schwing deine Geißel, Säng' der Tugend,
Schwing
Die Feuergeißel, welche dir Braga gab,
Die Natternbrut, die unsre deutsche
Mildlichkeit, Keuschheit und Treue tödtet,

Zurückzustäupen —

Von

Von L. Klaglied eines Bauern über den Verlust seiner Hanneken — schön und vollkommen charakteristisch. Michaelis Gedichte — Wie sehr schmerzt es mich, alle die großen Hoffnungen, die sich Deutschland von diesem vortrefflichen jungen Genie machte, so auf einmal und so frühzeitig vernichtet zu sehen! Ach er starb — und in ihm haben wir mehr als einen künftigen Juvenal verloren. Denn obgleich sein Talent zur Satire und zur strafenden Satire das hervorstechendste war, so besaß er doch zarte Empfindung, Einbildungskraft und Humor genug, um auch noch auf einer andern Bahn Lorbern zu brechen. Wie rührend ist sein Gedicht auf Gleims Garten!

Kleine Weilchen, blüht nur, blüht!

Wenn der Lenz euch wieder sieht,
Werd' ich freylich Weilchen finden:
Aber keine für Gleminden.
Wenn die Rose sich durchbricht,
Werden Rosen mich entzücken:
Aber für Gleminden nicht
Werd' ich diese Rosen pflücken;
Nicht an meines Freundes Hand
Diese Feigen, diese Trauben,
Diese Pflirsch an der Wand
Unter Engelkrüssen rauben;

Fern

III. Blumenlese für das Jahr 1773. 31

Fern in einem iden Thal,
 Von der Schwermuth eingeäunet,
 Wird' ich weinen, bis einmal
 Ich auf Erden ausgeweinet.
 Dann ihr Weilchen, blüht nur, blüht!
 Wenn der Lenz uns wieder sieht,
 Wird' ich alle mit Gleminden
 Alle Weilchen wieder finden.
 Wenn die Rose sich durchbricht,
 Wird mein Schatten sich erheben,
 Und ein Glanz von meinem Licht
 Ueber jeder Rose schweben,
 Die Glemindens Finger bricht.
 Diese Pflirsch, diese Feigen
 Schirm' ich dann für meinen Freund:
 Segen sey mit allen Zweigen,
 Wenn mein Schimmer sie bescheint!
 Meines Freundes liebste Laube
 Fäll' ich ganz, und insgeheim
 Girr' ich oft als Turteltaube
 Ueber ihn und gire — Gleim.

Ich würde nicht müde werden, sie alle abzuschreiben, wenn es der Raum erlaubte: sie sind alle auf verschiedene Art schön; nur in den Küssen ist die Personification derselben wohl zu gewagt. Von Frhr. von N. bey einer Trauung und an H. v. B. — Einem Mann, der die wenigen Zwischenaugenblicke seiner großen, öffentlichen Geschäfte den Musen widmet, etwa zween oder drey Fehler.

Fehlerchen aufzufangen, möchte eher Chifane als Kritik scheinen. Der melankolische Ausdruck des erstern und der starke Ton des zweyten Gedichtes zeugen ihrer ohngeachtet von einer Anlage, die wir bald nur bey mehreren Freyherrn zu sehen wünschten. Q. an die Freyherrin v. B. — Ein bekannter Gedanke, in einer sehr artigen Wendung vorgetragen. Kaufseifen an die Zephyre — Dieser junge Sängere verdient alle mögliche Aufmunterung, denn er bessert sich merklich: nur die 6te Strophe seines empfindungsvollen Liedes gränzt an die Prose. R. E. R. Schmidt über Sellmars Tod — Der Anfang ist etwas zu gekünstelt, so wie der Gedanke, daß Sellmar zur Rechten Gottes sitzt, übereilt: in der zwoten Hälfte aber herrscht schon mehrere Simplicität, und sie athmet den Geist des Petrarka. S. Schmitt, die Gesichte, eine Petrarchische Ode — Voll Einbildungskraft, nur der süße, schleichende Ton des welschen Dichters ist nicht getroffen. Unzer an Elisens Geist — Dieser junge Zögling der Musen verdient es, daß ich ihn etwas sorgfältiger beurtheile. Er besitzt wirklich Genie, das kann man nicht läugnen; aber seine blühende Einbildungskraft leitet ihn auf seltsame Abwege. Wozu, um des Himmels willen! Die Elegie im chinesischen Geschmack

III. Blumenlese für das Jahr 1773. 33

schmack S. 57. die der wenigste lesen, und fast niemand ohne Mühe verstehen wird, da er uns deutsche Gedichte geben könnte, welche ihrer Verständlichkeit ohnerachtet ihm Ehre bringen sollten. Die Fähigkeit, Bilder mit Empfindungen zu verweben, und eine der Petrarchischen ähnliche Manier leuchtet aus dem Gesange an Elisens Geist deutlich hervor, und er ist bis auf nur sehr geringe Flecken vortreflich. Hierunter zähle ich die langen Trochäen, die den Schluß mancher Strophe verunstalten, und einige fehlerhafte Ausdrücke, z. B.

Schwebst du nicht in jenen Sonnenstralen,
Die der heiße Sirius verschickt?

Warum müssen denn eben die Stralen des Sirius, nicht eines andern Sterns, ihr zum Aufenthalte dienen? Ferner

Wärmt in einer Sonne Feuer
Sich die Andacht deiner Seele, welcher zwischen Engeln lebt?

Andacht, welche nicht schon warm ist, ist keine Andacht. Vß. die beyden Schwestern bey der Rose — Niedlich, auch in Absicht der Versart. F. das schlafende Mädchen — Dieses Gedichte mag die unmittelbare Empfindung des Lesers rühmen.

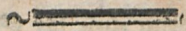
E

Noch

34 III. Blumenlese für das Jahr 1773.

Noch vom süßen Schummer überschattet,
Liegst dort die kleine Betty da:
Schöner schläft vom Schwestertanz ermattet,
Nicht im Schooß der Mutter Thalia.
Unschuld wohnt auf ihrem Augentiede,
Amor bettet auf der Wange sich,
Und in ihrem Herzen wohnt der Friede,
Der durch sie aus meiner Seele wich.

N. Amor und Galathee — Ich beziehe mich
gänzlich hler auf das Lob, das ich bereits an ei-
nem andern Orte Herrn D. ertheilt habe.



IV 'Alma:



IV.

Almanach der deutschen Musen auf
das Jahr 1773. Leipzig, bey
Schwickert.

Wenn ich diesen Almanach ohne Einschränkung der Göttingischen Blumenlese gleichschätzte, so wäre das bloß ein Compliment, das man auf die Rechnung meiner Furchtsamkeit schreiben, und Herr Schmidt, der präsumptive Herausgeber, mir, nach seiner Liebe zum Freymüthigen, vornehmlich verdanken möchte. Ich sage es also lieber ganz ohne Rückhalt, daß die gegenwärtige Sammlung von Gedichten (denn mit ihr habe ich allein zu thun) der andern an innerer Güte nachsteht, daß sie uns nicht so viel glückliche Versuche junger, aufblühender Köpfe darbietet, und daß man hier mehrere mittelmäßige, ja sogar einige elende, ungesittete Stücke antrifft, deren Weglassung die Anzahl der Seiten um etwas vermindert, aber die Zufriedenheit der geschmackvollern und feinem Leser gewiß vermehrt hätte. Wie gegründet mein Urtheil sey, wird die kleine Musterung zeigen, die ich hier mit dem größten

C 2

Theil

Theil der Verfasser anstellen will. Blum — So bald man das Jahr in Erwägung ziehet, da er seinen Gesang des Obergottes verfertigt*), so bald muß die Kritik manches von ihrer Strenge nachlassen. Er hat sich wahrscheinlich Kammern zum Muster gewählt, und ich würde glauben, daß er besonders auf die Ode: Wie lange schwingt die rasende Megäre die Fackel? Rücksicht genommen, wenn sie damals bekannt gewesen wäre. Hier so wie dort Vergleichung der Thaten Friedrichs und Herkules, hier so wie dort dieser Vergleichung der größte Theil des Ganzen gewidmet. Indes hätte, meinem Bedünken nach, H. Blum das Gemälde von den Zurüstungen des Halbgottes zum Kampf mit dem Rakus wohl etwas abkürzen, und die ekeln Gegenstände (Str. 6.) nicht so ins Licht stellen sollen. Ueberhaupt ist der Einfall, die Thaten des Herkules zu nützen, zuverlässig noch bey Kammern weit passender. Kammern wollte die Könige bewegen, seinem Helden wieder Verzeihung zu schenken, da er ruhmvoll so vielen Gefahren entgangen wäre. Nun konnte er unmöglich dessen eigne Triumphe über seine Feinde ihnen geradehin vorhalten, er erzählte ihnen also bloß ein Exempel, wo er den Zug, daß Juno dem

*) 1758.

dem Herkules den Nektar zuerst angeboten, außerordentlich fein anbringt. Doch ich will die Parallele nicht fortsetzen. Sonst bemerkt man in H. Blums Gesänge pathetische Stellen, die einem etwa 18jährigen Jünglinge Ehre machen. Ch. — Obgleich keines seiner Gedichte ganz schlecht ist, so verdienen doch ohne Zweifel die ersten beyde vor allen den Vorzug. Es sind Kriegsglieder eines russischen Officiers, und sehr glückliche Nachbildungen der Gleimischen. Eben der Heldenenthusiasmus, eben die kunstlose, gebrängte und kräftige Sprache. Das Charakteristische des Russen schimmert durchgehends hervor, und außer den zwey folgenden Strophen

Nur Amor, der in stiller Nacht
Den Krieg mit Mädchen liebt,
Und flüchtet, wo in Männerschlacht
Es was zu schlagen giebt;

Der rief: O Weh! Der Grenadier,
Der Liebe sang, singt Streit!
Triff er hier zeitiger die Thür
Zu der Unsterblichkeit?

finde ich daran nichts zu tadeln. Diese aber scheinen mir ein müßiger und unschicklicher Auswuchs: müßig, weil Amors Klage über den Grenadier mit dem Ganzen in gar keiner Verbindung

dung stehet; unschicklich, weil nicht der Grenadier ehedem Liebe gesungen hatte. Unter den andern Gedichten gefällt mir das an Anakreon am wenigsten. Die in ihm enthaltene schöne Idee forderte eine ihr angemessnere Ausführung. Vornämlich ist mir der Gedanke in der 2ten Strophe, daß H. Ch. darum dem schwanenhellen Greise den Barbyton nicht beneiden darf, weil er ist die Leiden der Liebe singt, da jener bloß ihre Spiele sang; ferner die sonderbare Ursache in der 4ten, daß er, weil seine Doris sterben könne, Anakreons Glück, der Führer des Zuges der Liebe zu seyn, und Herz den dummen Mädchen, so wie den gescheuten Lob und Preis zu singen, nicht suchen wolle, und der prosaische Ausdruck in der 6ten anstößig. Cramer, an seinen Vater bey Bernstorfs Tode — Ob ihm gleich noch der hohe lyrische Adlerflug nicht gelingen will, so verräth er schon immer Stärke genug, um uns hoffen zu lassen, daß er in der Ode einmal seinen Vater weit übertreffen werde. Folgende Strophen, ohngeachtet des bezeichneten Fehlers, erhalten gewiß durchgängigen Beyfall.

— Entfinke meinen Händen,
 Schwache, mit Thränen behaute Leyer!

Ihr nie entweyhten Harfen, so Wahrheit stets
 Bey hohen Hymnen leitete! Was ihr tönt,

Das

Das glaubt der Enkel, denn vergeudet
Habt ihr den Beyrauch des Lobes nimmer

In keinen Fürsten, keinen Eroberer,
Groß unter Helden, unter den Menschen klein,
Wenn andre Säng' gleich ihm fröhnten;
Strömet, umschattet von der Cypresse

Nachtschwarze Zweige, strömet in Lieder aus!
Ihr nur, ihr dürft es. Breitet es weit umher
Des ehrenvollen Angedenken,
Blumenduft ähnlich in lauterem Herber,

Wenn unter jungen Lauben Umschattungen
Dein Schimmer, Mondnacht, ernster Betrachtung
winkt —

Nur an einigen andern Orten hätte der Dichter seine Gedanken näher zusammenfassen, und besonders die Stelle, wo er sagt, daß auch der Held Bernstorfen keines der menschlichen Fehler zeyhen könnte, vertilgen sollen. Denis — Seine Gedichte sind diesmal von sehr verschiedenem Werth. Manche darunter erheben sich kaum über das Mittelmäßige; dagegen halten uns aber wieder die Zeit, der Hymnus, der Chronographist und die Sterblichkeit schadlos. Besonders scheinen die beyden letztern, jedes nach seiner Art, mir vortreflich. Die kleine, fade, unempfindliche Seele des Chronographisten ist auch in dem kleinsten Pinselstrich mit so drolligten Farben

ben abgebildet, daß man sich eines halb mitleidigen Lachens unmöglich enthalten kann. Die einzige nicht sehr auffallende Schlusstrophe wünschte ich hinweg, und an ihrer Statt wollte ich lieber die komischeer

Und so soll im Letternhaschen
Einst der Tod mich überraschen;
Doch dies sey mein ganzer Ruhm,
Daß er mich nicht eh bezwinge,
Bis ich noch mein Sterbjahr bringe
In ein Chronographikum.

zur Schlusstrophe machen. Die Sterblichkeit trägt das Siegel der wahren Ode. Sollte gleich schon der Gedanke nicht neu seyn, von abfallenden Blättern Gelegenheit zu Betrachtungen über das allgemeine Loos der Menschen zu nehmen; so hat ihn doch des H. Denis Bearbeitung interessant gemacht.

— Sterbliche! Sterbliche!
So fallen wir! In diesen Blättern
Schwimmt mir der Menschlichkeit Loos vor Augen.

Entwölkt bestrahlt uns igo des Glücks Planet;
Der West des Ruhmes kühlet und hebet uns;
Uns tränkt ein Thau von Lebensfreuden,
Glückliche Blätter! und nun? — wir fallen.

Ueber-

Ueberhaupt trifft man in dem ganzen Gedicht eine Menge von wohlgewählten Bildern, und gedrängten, rührenden Lehrsprüchen an: ein gerechtes Lob, zu dessen Bestätigung, wie ich glaube, folgende Stellen hinreichen werden.

Ihm (dem Tode) stockt die Weisheit, laßt die Bescheidenheit,
 Der Muth erblaßt ihm. Hoher Trophäen Stolz
 Beginnt vor ihm in Schutt zu sinken.
 Kronen erbeben, und Thronen wanken.

Du selbst, o Tugend! alles Vermögende!
 Du selber rettetest deine Verehrer nicht!
 Der Staub des Böswichts und des Frommen
 Wischet sich unter des Wanderers Tritten. —

Gewiß des Grabes, wallen wir ungewiß
 Der schwarzen Stunde. Menschen! Kein Augenblick
 Ist seines Folgers Bürge. Nebel
 Schweben auf jeglicher Spur der Zukunft.

Eschenburg — Das Feuer in den Arbeiten dieses Dichters ist ein stilles Feuer, das nie mit Geräusch aufstodert, aber unser Herze doch sanft erwärmt. Am vortheilhaftesten zeichnen sich diesmal die Trennung, Elissens Tod und am Kommuniontage meiner Freundin aus. Bey dem Hirtengespräch muß es wohl jedermann befremden, daß sowohl Tiren als Menalk
 den

42 IV. Almanach der deutschen Musen ic.

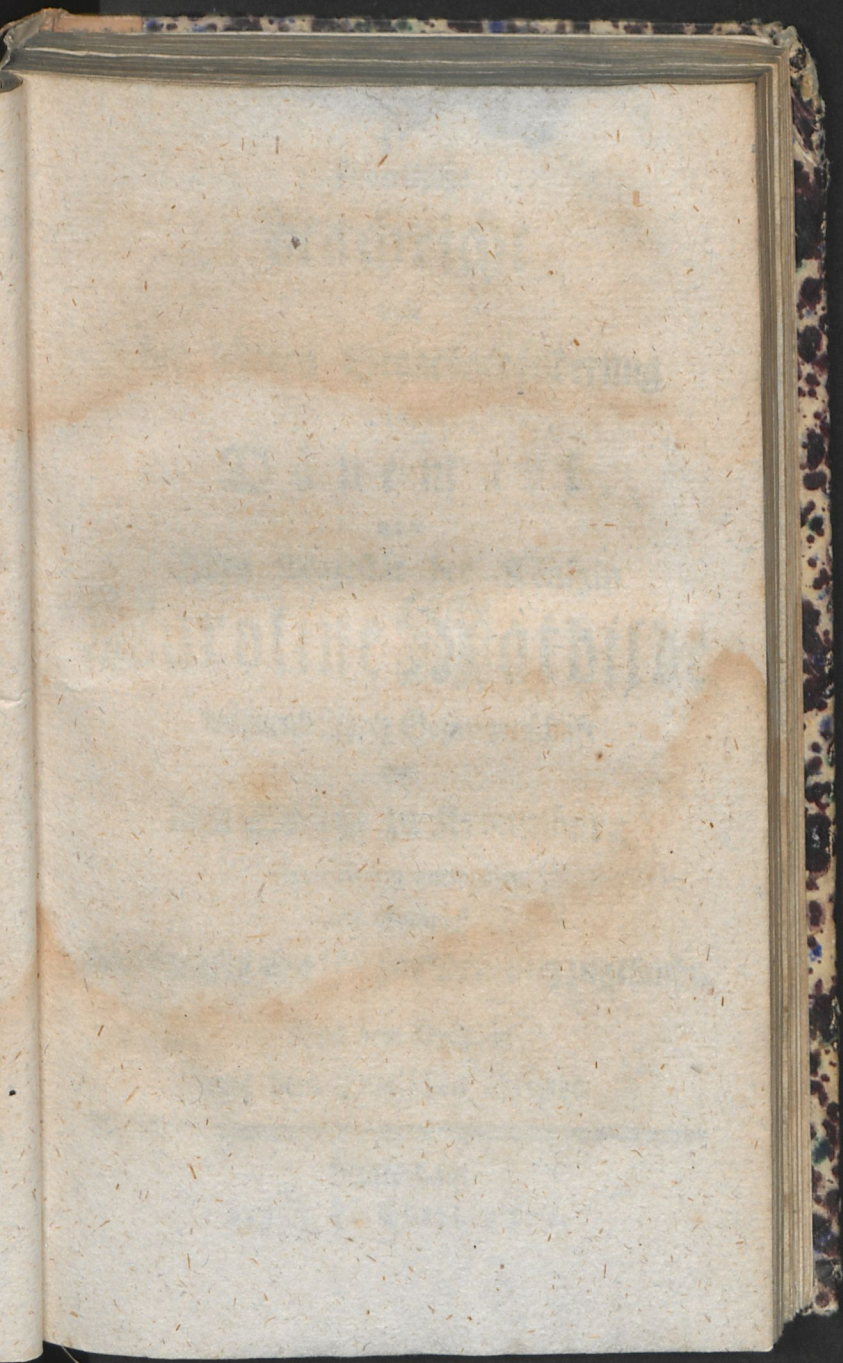
den Myrthenkranz für ein Zeichen der Traurigkeit halten, da uns doch so viele Dichter das Gegentheil lehren.

Der Beschluß künftig.



Der ländliche Dichter, H. Thomsen, ist durch die Vorsorge eines Herrn v. Hahn, der mit vieler Gelehrsamkeit einen feinen Geschmack verbindet, seines beschwerlichen und niederschlagenden Dorfschulmeisteramtes zu Rhus entlediget, und vorläufig zum Feldmesser auf den Hahnischen Gütern bestellt worden.





153769

AB 153769

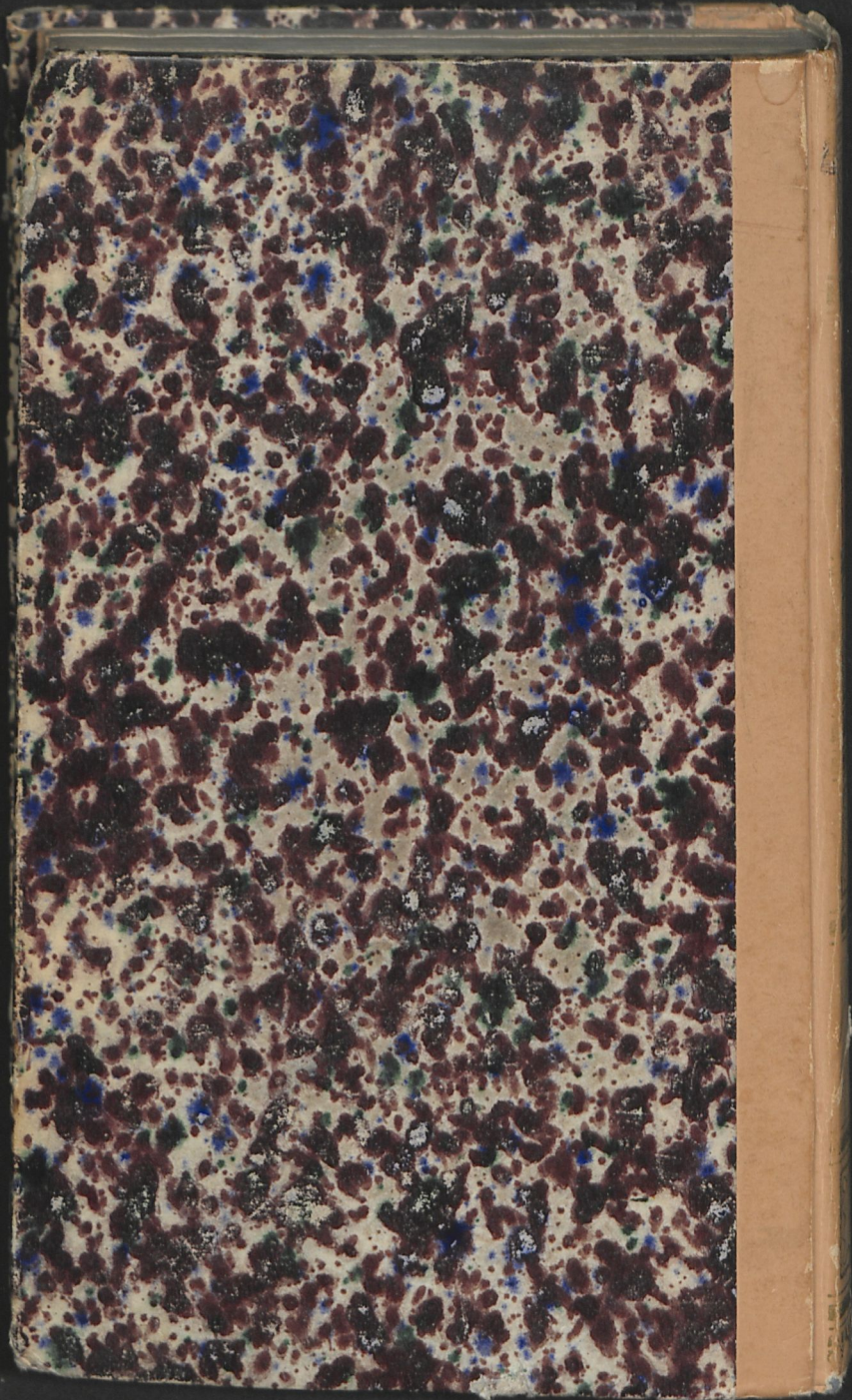
ULB Halle 3
003 076 253

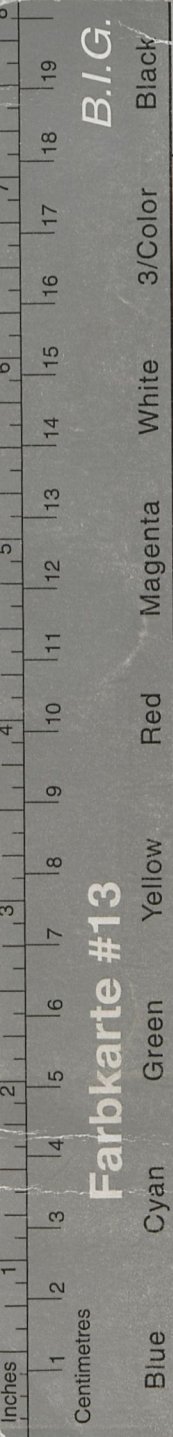


56.

R.



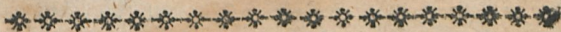




Gedanken
über
Neuere Schriften,
nebst
andern Aufsätzen.



Erstes Stück.



Breslau,
bey Christian Friedrich Gutsch,
1773.